

MIKKI BRAMMER

Dieses schöne Leben

ROMAN

Aus dem amerikanischen Englisch
von Carolin Müller

KNAUR 

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2023 unter dem Titel
The Collected Regrets of Clover bei St. Martin's Press, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich die Verlagsgruppe
Droemer Knaur zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet.
Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres
Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.
Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns
für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von
Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.
Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Deutsche Erstausgabe November 2023
Knaur Taschenbuch

© 2023 by Mikki Brammer

© 2023 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Lisa Wolf

Covergestaltung: Sabine Schröder

Coverabbildung: Sabine Schröder unter Verwendung des
Coverentwurfs von Cover Design © Penguin Random House UK
und einer Collage aus Cover images © Alamy/Getty/Shutterstock

Satz: Sandra Hacke, Dachau

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-52959-1

*Für Carl Lindgren, weil Du mich gelehrt hast,
auch dort das Schöne zu suchen, wo scheinbar keines ist.
Und für die Frauen von Cloverlea, die mir beigebracht
haben, nach der Magie Ausschau zu halten.*

1

Das erste Mal, als ich jemanden sterben sah, war ich fünf. Mr Hyland, mein Lehrer in der Vorschule, war ein fröhlicher, etwas dicklicher Mann, der mich mit seiner glänzenden Glatze und dem perfekt gerundeten Gesicht an den Mond erinnerte. Eines Nachmittags saßen wir Kinder im Schneidersitz vor ihm auf dem kratzigen Teppich und hörten vollkommen gefesselt zu, wie er uns aus *Peter Hase* vorlas. Ich erinnere mich noch, dass seine fleischigen Oberschenkel über die Ränder des hölzernen Kinderstuhls quollen, auf dem er saß. Seine Wangen waren rosiger als sonst, aber wer konnte es ihm schon verdenken bei dieser großartigen Geschichte von Beatrix Potter?

Kurz vor dem Höhepunkt der Geschichte – wenn Peter Hase auf der Flucht vor dem Bösen Mr McGregor seine Jacke verliert – hielt Mr Hyland plötzlich inne, als wolle er eine Kunstpause einlegen. Wir starrten ihn mit vor gespannter Erwartung klopfenden Herzen an. Doch statt weiterzuerzählen, gab er einen Laut von sich, der an einen Schluckauf erinnerte, und riss die Augen auf.

Dann kippte er wie ein gefällter Küstenmammutbaum zu Boden.

Wir alle saßen reglos da, mit großen Augen, unsicher, ob diese Einlage noch Teil der üblichen dramatischen Erzählweise unseres geliebten Lehrers war. Aber nachdem er sich einige Minuten nicht mehr gerührt, nicht einmal mit seinen geöffneten Augen geblinzelt hatte, brachen alle im Raum in panisches Geschrei aus.

Das heißt, alle außer mir.

Ich rückte so nah an Mr Hyland heran, dass ich seinen letzten Atemstoß hören konnte. Während der Tumult der übrigen Kinder durch den Flur hallte und die Lehrer herbeigeeilt kamen, saß ich neben ihm und hielt still seine Hand, während die letzte Farbe aus seinem Gesicht wich.

Im Nachgang des »Vorfalls« riet mir die Schule zu psychologischer Beratung. Aber meine Eltern, die sehr mit sich selbst beschäftigt waren, bemerkten keine wesentliche Veränderung in meinem Verhalten. Sie kauften mir ein Eis, tätschelten mir den Kopf und befanden schließlich, dass mit mir alles in Ordnung sei – immerhin war ich schon immer etwas seltsam gewesen.

Im großen Ganzen war ich auch in Ordnung. Aber seitdem fragte ich mich immer wieder, welche letzten Worte Mr Hyland wohl lieber von sich gegeben hätte, als von den Eskapaden eines besonders frechen Hasen zu erzählen.

Ich hatte mir eigentlich nicht vorgenommen, mitzuzählen, wie viele Menschen ich seit Mr Hylands Tod vor einunddreißig Jahren sterben sah, aber mein Unterbewusstsein führte gewissenhaft Buch. Besonders jetzt, wo ich mich einem ziemlich beeindruckenden Meilenstein näherte, denn heute stieg die Zahl auf siebenundneunzig.

Ich stand in der Canal Street und sah die Rücklichter des Leichenwagens im Verkehr verschwinden. Wie bei einem Läufer, der den Staffelstab soeben übergeben hatte, war meine Aufgabe damit erledigt.

Inmitten der Abgase und der beißenden Mischung aus getrocknetem Fisch und Tamarinde hatte ich noch immer den Geruch des Todes in der Nase. Damit meine ich nicht den Gestank eines verwesenden Leichnams – damit hatte ich noch nie wirklich zu tun gehabt, da ich immer nur bei den Sterbenden saß, die sich an der Schwelle zwischen dieser Welt und der nächsten befanden. Ich spreche von etwas anderem, dem untrüglichen Geruch, der in der Luft hängt, wenn der Tod naht. Er ist schwer zu beschreiben, aber ein wenig erinnert es an den unmerklichen Übergang zwischen Sommer und Herbst, wenn die Luft plötzlich eine andere ist, aber man nicht weiß, warum. Während meiner Jahre als Sterbe-Doula habe ich mich an diesen Geruch gewöhnt. Dadurch wusste ich, wann jemand bereit war zu gehen. Und wenn Angehörige da waren, informierte ich sie, dass nun der Moment gekommen war, sich zu verabschieden. Heute gab es keine Angehörigen. Viele wären überrascht, wie oft das vorkommt. Tatsächlich wäre mindestens die Hälfte der siebenundneunzig Menschen

alleine gestorben, wenn ich nicht dort gewesen wäre. Zwar wohnen um die neun Millionen Menschen in New York City, aber es ist eine Stadt der Einsamen. Und meine Aufgabe ist es, ihre letzten Minuten ein bisschen weniger einsam zu machen.

Eine Sozialarbeiterin hatte mich vor einem Monat an Guillermo vermittelt.

»Ich muss Sie warnen«, hatte sie am Telefon gesagt. »Er ist ein verbitterter, böser alter Mann.«

Aber von so etwas ließ ich mich nicht abschrecken – normalerweise bedeutete das einfach, dass dieser Mensch Angst hatte, sich ungeliebt und alleine fühlte. Also nahm ich es nicht persönlich, als Guillermo mich bei meinen ersten Besuchen kaum beachtete. Doch als ich mich zu unserem vierten Termin verspätete, weil ich mich versehentlich aus meiner Wohnung ausgesperrt hatte, blickte er mir mit Tränen in den Augen entgegen, als ich mich endlich auf seine Bettkante setzte.

»Ich dachte, Sie würden nicht kommen«, sagte er mit dem Ausdruck stiller Verzweiflung eines vergessenen Kindes.

»Ich verspreche Ihnen, dass das nicht passieren wird«, beteuerte ich und drückte seine ledrige Hand.

Und ich hielt mein Wort. Sterbende an den letzten Tagen ihres Lebens zu begleiten ist ein Privileg – besonders wenn man das Einzige ist, an das sie sich halten können.

Schneeflocken wirbelten ziellos umher, als ich mich auf den Heimweg von Guillemos beengter Einzimmerwohnung in Chinatown machte. Ich hätte den Bus nehmen können, aber es fühlte sich irgendwie respektlos an, gleich wieder zu den Routinen des Alltags zurückzukehren, wenn jemand sich gerade erst von dieser Welt verabschiedet hatte. Ich mochte es, beim Gehen den eisigen Wind an den Wangen zu spüren, genauso wie den Anblick der Wölkchen, die sich bei jedem meiner Atemzüge bildeten und dann wieder verschwanden –

kleine Bestätigungen dafür, dass ich noch hier, noch am Leben war.

Für jemanden, der es gewohnt war, den Tod mitzuerleben, fühlte ich mich hinterher immer ziemlich haltlos. Ein Mensch, der gerade noch hier unter uns gewelt hatte, war nun fortgegangen. Wohin, das wusste ich nicht – wenn es um Spirituelles ging, war ich wohl am ehesten Agnostikerin, wodurch ich den Glaubensrichtungen meiner Klienten Raum geben konnte. Aber wo auch immer er nun war, ich hoffte, dass es Guillermo gelungen war, seine Verbitterung hinter sich zu lassen. Soweit ich das beurteilen konnte, hatte er mit Gott nicht gerade auf gutem Fuß gestanden. Zwar hing neben seinem schmalen Bett halb unter der sich lösenden vergilbten Tapete ein kleines Kreuzifix, aber Guillermo hatte es nie direkt Trost suchend angesehen. Hin und wieder hatte er einen verstohlenen Blick darauf geworfen, als versuche er, dem prüfenden Blick einer Autoritätsperson zu entgehen. Aber meist hatte er ihm den Rücken zugewandt.

Nach den drei Wochen bei Guillermo kannte ich alle Details seines Zuhauses. Die dicke Schmutzschicht außen an seinem einzigen Fenster, die das Tageslicht dämpfte und die Wohnung, passend zur gedrückten Stimmung, düster erscheinen ließ. Das durchdringende metallene Quietschen seines klapprigen Bettrahmens, jedes Mal, wenn er sein Gewicht verlagerte. Die eiskalte Zugluft, die von überall und nirgendwo zu kommen schien. Der spärliche Inhalt seiner Küchenschränke, bestehend aus lediglich einer Tasse, einer Schüssel und einem Teller, als untrüglicher Beleg für ein Leben in Einsamkeit.

Guillermo und ich wechselten während dieser Wochen insgesamt vielleicht zehn Sätze. Mehr mussten wir nicht sagen. Ich richtete mich da immer nach den sterbenden Menschen, ob sie ihre letzten Tage nun mit Gesprächen füllen oder lieber

schweigen wollten. Sie müssen mir ihre Entscheidung auch nicht sprachlich mitteilen; ich spüre es einfach. Meine Aufgabe ist es, ruhig und präsent zu bleiben und ihnen in den letzten kostbaren Momenten ihres Lebens Raum zu geben.

Das Wichtigste dabei ist, dass man den Schmerz eines Menschen niemals ignorieren darf. Nicht nur den physischen Schmerz, der mit dem Versagen des Körpers einhergeht, sondern auch den emotionalen Schmerz im Angesicht der Erkenntnis, dass das Leben endet und man es besser hätte nutzen können. Jemandem die Möglichkeit zu geben, sich in seiner ultimativen Verletzlichkeit gesehen zu fühlen, ist heilsamer, als alle Worte es je sein könnten. Und es ist mir eine Ehre, das zu tun – ihnen in die Augen zu blicken und ihren Schmerz anzuerkennen, ihm ungefiltert Raum zu geben –, auch wenn die Traurigkeit überwältigend ist.

Auch wenn es mir das Herz bricht.

Die Wärme in meiner Wohnung war, verglichen mit Guillemos Apartment, beinahe drückend. Ich schlüpfte aus meinem Mantel und hängte ihn zu dem Haufen an Wintersachen am Kleiderständer beim Eingang. Der Ständer wehrte sich, und meine Caban-Jacke aus Wolle landete in einem zerknitterten Haufen am Boden. Ich ließ sie einfach liegen und sagte mir – wie bei dem meisten Kram, der sich immer in meiner Wohnung ansammelte –, dass ich mich später darum kümmern würde.

Fairerweise muss ich sagen, dass der ganze Kram nicht nur von mir war. Ich hatte die Zweizimmerwohnung in beneidenswerter Lage von meinem Großvater nach dessen Tod übernommen. Na ja, eigentlich stand ich schon seit meiner Kindheit mit im Mietvertrag. Es war ein kluger Schachzug von ihm gewesen, um sicherzustellen, dass nicht einmal die New Yorker Immobilienbürokratie mich um meinen rechtmäßigen

Anspruch auf sein mietpreisgebundenes Erbe betrügen konnte. Siebzehn Jahre lang hatten wir uns die Wohnung im zweiten Stock eines Sandsteinhauses im West Village geteilt, das im Vergleich zu seinen gepflegten Nachbargebäuden ziemlich vernachlässigt wirkte. Nun war Grandpa schon seit über dreizehn Jahren tot, aber ich brachte es einfach nicht übers Herz, seine Habseligkeiten auszusortieren. Stattdessen hatte ich nach und nach einfach meine eigenen Besitztümer in der kleinen Wohnung zwischen seinen verstaut. Obwohl ich fast täglich dem Tod in die Augen blickte, konnte ich irgendwie nicht akzeptieren, dass er unwiederbringlich aus meinem Leben verschwunden war. Die Trauer spielt einem gerne Streiche – ein vertrauter Hauch von Duftwasser, oder man meint für einen kurzen Moment, die Person in einer Menschenmenge zu erkennen, und schon lösen sich all die Knoten plötzlich wieder auf, die man in sich geknüpft hat, um mit der Trauer zurechtzukommen.

Meine Hände an einer dampfenden Tasse Earl Grey wärmend, stand ich vor meinem Bücherregal, das vollgestopft war mit Grandpas Biologie-Lehrbüchern, muffigen Atlanten und Seefahrer-Romanen. Dazwischengezwängt stachen drei abgegriffene Notizbücher heraus, und zwar nicht so sehr wegen ihres Aussehens, sondern wegen der einzelnen Wörter, die auf dem Buchrücken eines jeden davon standen. Auf dem ersten BEDAUERN, dem zweiten RATSCHLÄGE, dem dritten GESTÄNDNISSE. Abgesehen von meinen Haustieren waren das die Dinge, die ich bei einem Brand retten würde.

Seit ich angefangen hatte, als Sterbe-Doula zu arbeiten, hatte ich es mir angewöhnt, die letzten Worte meiner Klienten zu notieren. Mit den Jahren war mir aufgefallen, dass die Menschen oft das Bedürfnis verspürten, noch etwas zu sagen, wenn sie im Sterben lagen, etwas von Bedeutung – als würde ihnen bewusst, dass dies ihre letzte Gelegenheit darstellte,

eine Spur in der Welt zu hinterlassen. Für gewöhnlich passten diese letzten Botschaften in eine der drei folgenden Kategorien: Dinge, von denen sie sich wünschten, sie hätten sie anders gemacht, Dinge, die sie im Laufe ihres Lebens gelernt hatten, oder Geheimnisse, die sie bewahrt hatten und die sie nun bereit waren zu enthüllen. Diese Worte festzuhalten, erschien mir als meine heilige Pflicht, insbesondere wenn ich die einzige Anwesende im Raum war. Und selbst wenn ich das nicht war, waren Familienmitglieder oft zu sehr von ihrer Trauer überwältigt, als dass sie daran gedacht hätten, solche Dinge aufzuschreiben. Ich dagegen konnte meine Gefühle in dieser Situation viel besser unter Kontrolle halten.

Ich setzte meinen Tee ab und stellte mich auf die Zehenspitzen, um das Buch mit der Aufschrift GESTÄNDNISSE aus dem Regal zu holen. Es war schon eine Weile her, dass ich darin etwas notiert hatte. In letzter Zeit schienen alle am Ende ihres Lebens Dinge zu bedauern.

Ich machte es mir auf dem Sofa bequem und blätterte durch das in Leder gebundene Notizbuch, bis ich zu einer leeren Seite kam. In meiner gedrunghenen Krakelschrift schrieb ich Guillemos Namen nieder, seine Adresse, das heutige Datum und sein Geständnis. Um ehrlich zu sein, hatte ich gar nicht mehr damit gerechnet – ich hatte bereits gespürt, wie er entschwand, und dachte, er wäre schon nicht mehr bei Bewusstsein. Aber dann öffneten sich seine Augen noch einmal, und er legte mir die Hand auf den Arm. Nicht auf dramatische Weise, sondern ganz sanft, als wäre er bereits fast aus der Tür und wollte mir nur noch schnell etwas sagen.

»Mit elf habe ich versehentlich den Hamster meiner kleinen Schwester umgebracht«, flüsterte er. »Ich habe die Tür zu seinem Käfig offen gelassen, um sie zu ärgern, und dann war er verschwunden. Drei Tage später haben wir ihn zerquetscht hinter den Sofakissen gefunden.«

Sobald die Worte seine Lippen verlassen hatten, war es, als fiel ein Gewicht von ihm ab, und sein Körper entspannte sich sichtlich, als triebe er auf dem Rücken in einem Pool.

Und dann war er fort.

Ich musste an diesen Hamster denken, als sich am selben Abend meine eigenen Haustiere auf der Couch um mich versammelten. George, die moppelige Bulldogge, die ich vor sechs Jahren beim Wühlen in unseren Abfalltonnen gefunden hatte, legte mir seine schlabbrige Schnauze auf die Knie. Lola und Lionel, die beiden Tigerkatzengeschwister, die ich als Babys aus einer Kiste vor der Kirche in der Carmine Street gerettet hatte, strichen abwechselnd um meine Knöchel. Ihr seidig weiches Fell tröstete mich zuverlässig.

Ich versuchte, mir nicht auszumalen, ob der Hamster gelitten hatte. Hamster waren ziemlich zarte Geschöpfe, also hatte es vermutlich nicht viel bedurft. Und der arme Guillermo hatte diese Schuld fünfzig Jahre mit sich herumgeschleppt.

Ich warf einen Blick auf mein Handy, das auf der verblichene Armllehne des Sofas lag. Normalerweise klingelte es – abgesehen von gelegentlichen Werbeanrufen – nur, wenn mich jemand beauftragen wollte. Ich war noch nie gut darin gewesen, Kontakte zu pflegen. Wenn man als Einzelkind von seinem introvertierten Großvater großgezogen wird, lernt man, mit sich alleine zurechtzukommen. Es war nicht so, dass ich Freundschaften ablehnte; doch wenn man niemanden zu nah an sich ranließ, konnte man auch niemanden verlieren. Und ich hatte schon genug Menschen verloren.

Nichtsdestotrotz fragte ich mich manchmal, wie ich an diesen Punkt gekommen war: sechsunddreißig Jahre alt, und mein ganzes Leben drehte sich darum, Fremde beim Sterben zu begleiten.

Ich schloss die Augen, genoss das Bergamotte-Aroma meines Tees, und zum ersten Mal seit Wochen entspannte sich mein Körper. Es laugte einen ziemlich aus, ständig seine Gefühle zu unterdrücken, aber eben, weil ich das konnte, war ich auch so gut in dem, was ich tat. Meine Aufgabe war es, für meine Klienten stets gelassen und emotional ausgeglichen zu bleiben, auch wenn sie voller Angst waren oder sogar in Panik und nicht wussten, wie sie loslassen sollten.

Als meine Gefühle langsam aufzutauen begannen, lehnte ich mich in die Sofakissen zurück und ließ zu, dass die Traurigkeit sich schwer auf meine Brust legte und eine Sehnsucht mein Herz eng werden ließ.

Es gibt einen Grund dafür, warum ich weiß, dass diese Stadt voller einsamer Menschen ist.

Ich bin eine von ihnen.

3

Normalerweise widmete ich mich nach einem vollendeten Auftrag am nächsten Tag immer den profanen Haushaltspflichten, die ich während meines Einsatzes vernachlässigt hatte. Haushaltstätigkeiten und das Begleichen von Rechnungen fühlten sich irrelevant an, wenn jemand im Sterben lag. Die Schmutzwäsche von drei Wochen quoll über den Rand des Korbes, den ich in den Keller schleppte. Grandpa hatte mir nicht nur den seltenen Schatz einer Wohnung mit Mietpreisbindung hinterlassen, sondern auch mit einem hauseigenen Waschkeller. Mir die für New York übliche Last von Waschsalonbesuchen zu ersparen, war eine der unzähligen kleinen Arten, wie er mein Leben auch in seiner Abwesenheit noch ein kleines Stückchen besser machte.

Als ich die Treppe wieder nach oben ging, blieb ich am Briefkasten stehen, um mich der Flut von Kuverts und Katalogen zu stellen, die mich bei meinen sporadischen Besuchen immer erwarteten. Nur selten wartete darin etwas wirklich Wichtiges auf mich. Auf halbem Weg zu meiner Wohnung rief mir eine krächzende Stimme entgegen: »Hast du mal wieder Urlaub, Kind?«

Der schlurfende Gang, der die Frage begleitete, war mir genauso vertraut wie die Stimme selbst. Leo Drake war rüstige siebenundfünfzig gewesen, als ich als Sechsjährige zusammen mit meinem Großvater hier eingezogen war, und die darauffolgenden Jahrzehnte hatten bei ihm kaum Spuren hinterlassen, abgesehen von der Tatsache, dass sein Haar mittlerweile eher weiß als grau war und sein federnder Schritt ein bisschen langsamer.

Abgesehen davon war er noch immer mein einziger Freund.

»Ja, könnte man so sagen«, antwortete ich und wartete, bis er die letzten Stufen hinabgestiegen war. »Auch wenn ich da einen Strand dem Waschkeller vorziehen würde.«

Leo war ein großer, schlanker Mann mit hohen Wangenknochen, sein Alter ließ ihn nur noch eleganter wirken. Es faszinierte mich, dass die modischen Vorlieben von älteren Leuten oft in einer bestimmten Lebensphase hängen blieben, normalerweise in ihren Dreißigern oder Vierzigern. Oft war es auch eine Frage der Sparsamkeit – warum immer wieder neue Kleider kaufen, wenn man schon haufenweise davon besaß –, aber meistens schien diese Tendenz der Sehnsucht nach ihren gefühlten besten Jahren zu entspringen. Der Zeit, als sie noch mehr von ihrem Leben vor sich als hinter sich hatten.

Leos Stil war immer noch von den akkuraten Schnitten der Sechzigerjahre geprägt: steife, ausladende Kragen, fallende Revers, Einstecktücher, und, wenn es der Anlass erforderte, sein viel geliebter Filzhut. Ich hatte ihn noch nie nachlässig gekleidet gesehen, selbst wenn er nur schnell im Laden an der Ecke Milch holen wollte. Vermutlich war das, seit er an der Madison Avenue gearbeitet hatte, immer so gewesen. Obwohl er zunächst in die Poststelle verbannt worden war, hatte dies sein scharfsinniges Auge nicht davon abgehalten, sich jedes noch so kleine Detail von den Männern aus der Werbebranche abzuschauen, für die er als Schwarzer weitgehend unsichtbar blieb. Und als er schließlich über die finanziellen Mittel verfügte, übernahm und verfeinerte er diesen Stil und machte ihn zu seinem Markenzeichen.

Auch wenn Leo heute bloß seine Post aus dem Briefkasten holte, trug er ein gebügeltes Hemd und eine Bundfaltenhose. Sein Outfit stand in auffälligem Kontrast zu meiner Jogginghose und dem Schlabberpulli. Falls meine Theorie stimmte,

war mein modisches Vermächtnis nicht gerade vielversprechend.

Leo lächelte verschmitzt, als er den Schlüssel ins Briefkastenschloss steckte. »Und wann hast du Zeit für unsere Revanche?«

Grandpa hatte mir Mah-Jongg-Spielen beigebracht, sobald ich bei ihm eingezogen war. Es brauchte vier Jahre, bis ich ihn endlich einmal besiegte. Er hatte sich geweigert, mich absichtlich gewinnen zu lassen. Damit würde er mir keinen Gefallen tun, hatte er gemeint. Mit der Zeit prägte ich mir die verschiedenen Mah-Jongg-Blätter ein und beobachtete genau, welche Züge Grandpa machte und welche Spielsteine er verwarf. Ihn verriet nur eines: Wenn er zu verlieren fürchtete, kratzte er sich leicht mit dem rechten Zeigefinger am Hals. Als ich schließlich zum Studieren fortging, wurde Leo sein Spielpartner, und diese Tradition setzten wir dann fort, als ich nach Grandpas Tod wieder hier einzog. Seit gut zehn Jahren verband uns ein erbitterter Mah-Jongg-Wettstreit.

»Wie wär's mit nächsten Sonntag?«

Beim schnellen Sichten meines Bergs an Post entdeckte ich bloß einen Brief, der wichtig war. Darin befand sich ein Scheck der Angehörigen eines leukämiekranken Mannes, um den ich mich vor einigen Monaten gekümmert hatte. Genau so wie Guillermo hatte er die Welt mit einer eisernen Bitterkeit verlassen, die mich nicht recht losließ. Als ich anfang, als Sterbe-Doula zu arbeiten, hatte ich noch ganz naiv versucht, die Leute dazu zu bewegen, sich auf all die guten Dinge in ihrem Leben zu besinnen, auf alles, für das sie dankbar sein konnten. Aber jemand, der schon seit vielen Jahren voller Wut auf diese Welt war, empfand den Tod nur als weiteren unbarmherzigen Schlag. Schließlich wurde mir klar, dass es nicht meine Aufgabe war, ihnen gegen ihren Willen dabei zu helfen, die Realität zu beschönigen, sie bestand vielmehr da-

rin, ihnen zuzuhören, an ihrer Seite zu sein und sie zu begleiten. Selbst wenn sie bis zum letzten Atemzug unglücklich waren, so waren sie wenigstens nicht allein.

»Ist notiert«, sagte Leo und tippte sich an die imaginäre Hutkrempe. »Außer natürlich, du bekommst ein besseres Angebot.«

Obwohl er ganz genau wusste, dass ich keine weiteren Freunde hatte, konnte sich Leo dezente Anspielungen darauf, dass es anders sein könnte, nicht verkneifen. Ich wusste, dass er es gut meinte, aber es hatte bloß zur Folge, dass ich mich noch unzulänglicher fühlte. Ich hatte selbst nicht damit gerechnet, dass ich auch mit Mitte dreißig nur einen Freund haben würde. Das ist die Sache mit der Einsamkeit: Niemand sucht sie sich selbst aus.

»Danke«, sagte ich und schenkte ihm ein Lächeln. »Aber ich denke nicht, dass da große Gefahr besteht.«

»Tja, das weiß man nie, oder?« Leo nickte in Richtung erster Stock. »Apropos, hast du schon gehört, dass wir einen neuen Nachbarn bekommen? Zieht nächste Woche ein. Hoffentlich gesprächiger als die Vorgänger.«

Verdammt. Ich hatte gehofft, dass die Wohnung im ersten Stock – in der bis vor Kurzem ein finnisches Pärchen gewohnt hatte – noch eine Weile leer stehen würde. Anders als Leo war ich froh gewesen, dass das Nachbarschaftsverhältnis mit den Finnen sich auf höfliches Kopfnicken und den ein oder anderen flüchtigen Gruß beschränkt hatte.

Leo hatte ein besonderes Talent dafür, als einer der Ersten den neuesten Klatsch zu erfahren. Auf dem Weg nach oben informierte er mich noch über alles andere, was er seit unserem letzten Treffen aufgeschnappt hatte. Das Airbnb-Drama im Haus nebenan, die unschöne Scheidung weiter die Straße hinunter, das überteuerte Restaurant, das aus Hygienegründen geschlossen werden musste, nachdem eine Ratte aus der

Toilette gesprungen war, als ein Gast sich gerade daraufsetzen wollte. Leo verbrachte einen Großteil seiner Zeit damit, in der Nachbarschaft herumzuspazieren und mit jedem zu plaudern, der sich darauf einließ. Ich habe mich immer gefragt, warum wir beide uns so gut verstanden. Wahrscheinlich ein typischer Fall von »Gegensätze ziehen sich an«.

Die Tür der leeren Wohnung im ersten Stock stand halb offen, als wir die knarrende Treppe hinaufgingen. Durch den Spalt entdeckte ich ein paar Farbeimer auf dem Dielenboden, und daneben lag eine zum Einsatz bereite Farbrolle in ihrer Wanne. Während Leo weiter selbstvergessen vor sich hin plauderte, breitete sich in meiner Magengrube ein ungutes Gefühl aus.

Neue Nachbarn waren in New York ein unvermeidliches Übel, und ich hatte schon so einige ertragen. Aber trotzdem fühlte sich jeder, der unbekannterweise in mein Wohnhaus einzog, für mich wie ein Eindringling an. In meinen persönlichen Bereich. In meine Routine. In meine Einsamkeit. Es bedeutete, dass ich eine neue Persönlichkeit entschlüsseln, neue Begrüßungsrituale finden und mich an neue Eigenarten gewöhnen musste. Ein neuer Nachbar bedeutete immer Unvorhersehbares.

Und ich hasste Überraschungen.